



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der gelbe Fleck

Loewenberg, Jakob

Berlin, 1924

Der Herr Professor (1912)

urn:nbn:de:hbz:466:1-28208

Der Herr Professor

Der Herr Professor

In der jüdischen Gemeinde des kleinen Städtchens Althausen herrschte lebhaftere Bewegung. Das Jubiläum des Lehrers David Aronheim sollte gefeiert werden. Heute, am Freitag, waren es fünfzig Jahre geworden, da er als blutjunger Mensch vom Seminar her in die Gemeinde gekommen war, und all die langen Jahrzehnte hindurch hatte er treu bei ihr ausgeharrt, trotzdem manche bessere Stelle gelockt hatte. Wie das in kleinen Gemeinden so üblich, war er nicht nur Lehrer, er war auch Kantor und Prediger gewesen. So war er in Freud und Leid mit den Familien eng verwachsen. Er hatte die Jungen heranwachsen sehen und die Alten zu Grabe getragen; er hatte die Ehe seiner Schüler und Schülerinnen durch seinen Segensspruch geweiht, und ihre Kinder, seine Enkelschüler, wie er sie scherzweise nannte, wieder in seine Schule aufgenommen. Und darum fühlte sich jeder an der Feier des Tages wie an einem großen Familienfeste beteiligt. Frühmorgens brachte ihm der Synagogenchor ein Ständchen, und als er erschrocken nach seiner kränklichen Frau blickte, sah sie ihn lächelnd an: „Laß nur, ich wache schon! Was dir gut tut, kann mir nicht schaden. Heut ist ja dein Jubiläum.“

Als er dann in sein Schulzimmer trat, waren Pult und Wände festlich bekränzt. Die Schüler und Schülerinnen umringten ihn glückwünschend in ihren Feiertagskleidern. Zwei Kinder, der älteste Knabe und das jüngste Mädchen, traten vor und sagten ihren „Spruch“, und

gerade, als er ihnen gedankt und sie ermahnt hatte, sich ruhig hinzusetzen, jetzt müsse der Unterricht beginnen, trat der Schulinspektor herein und erklärte, heute fielen der Unterricht aus, heute sei ein Feiertag der Schule. Und dann hörten die Kinder, die immer vor dem hohen Herrn gebangt hatten, mit Erstaunen, was für gute Schüler sie eigentlich seien und was für einen pflichttreuen, gewissenhaften und tüchtigen Lehrer sie hätten, und wie hoch seine Vorgesetzten ihn schätzten und wie sehr die Regierung seine Verdienste anerkenne. Und dabei überreichte er ihm das silberne Verdienstkreuz.

Raum hatte er geendet, da kam der Bürgermeister mit seinem Glückwunsch, und ihm auf dem Fuße folgten die Gemeindevorsteher und die Gemeinderäte, die mit herzlichen Dankesworten ihre Geschenke darbrachten, eine goldene Uhr mit goldener Kette und eine schöne silberne Seterschüssel. Dem alten Lehrer traten die Tränen in die Augen, seine Hände, die danken wollten, zitterten heftig, und das Wort erstarb ihm im Munde. Wenn seine Frau das doch nur gehört und gesehen hätte; aber er fühlte auch, daß man nur mit Rücksicht auf die Kranke das Haus gemieden hatte. Die Kinder hatten sich neugierig und scheu in die Ecke am Fenster gedrängt. Plötzlich flüsterte es: „Der Professor!“ und vom Gang her scholl es lauter: „Der Professor kommt!“

Der Professor war das einzige Kind des Lehrers. Er hatte Medizin studiert und war vor Jahresfrist zum Professor an die Universität der Hauptstadt berufen worden. „Wer tüchtig ist,“ hatte die Mutter stolz gesagt, „wird nicht übersehen, auch wenn er Jude ist.“

Er war in dem letzten Jahre, trotzdem die Mutter kränkelte, nicht nach Haus gekommen, seine vielen Patienten ließen ihn nicht frei, und man war in der Gemeinde ordentlich darauf gespannt, ob er wohl zum Jubiläum käme.

Und nun war er gekommen, und nun konnte er noch mit eigenen Augen sehen, wie man seinen alten Vater ehrte. Ehrerbietig machte man ihm Platz und wunderte sich, daß Vater und Sohn sich nur mit einem stummen Händedruck begrüßten.

Dann wurde auch der Herr Professor beglückwünscht, und der Gemeindevorsteher berichtete ihm, daß abends ein Festgottesdienst stattfinde, bei dem der Bezirksrabbiner predigen würde, und für den folgenden Abend sei ein großes Gemeindefest mit Festmahl, Aufführung und Tanz geplant, und alle hofften auf die Ehre seiner Teilnahme. Der Herr Professor dankte kühl, er glaube kaum, daß seine Zeit ihm erlaube, das alles mitzufeiern. Aber abends kam er doch zum Gottesdienst, die Mutter hatte es ihm abgerungen. Der Prediger, ein Freund des Hauses, erzählte in schlichten Worten den Lebensgang des Jubilars, schilderte die unendliche Mühe und den köstlichen Lohn eines echten Lehrers. Da sei keiner in der Gemeinde, der ihm nicht irgendein Gutes verdanke, keiner, dem sein Wort nicht eine Stütze, sein Leben ein Vorbild gewesen. Das sei aber nur möglich gewesen, weil aus allem, was er gelehrt und getan, stets die Reinheit des Herzens, die Wahrheit der Gesinnung hervorgeleuchtet habe. Es sei nicht jedem gegeben, sagte er zum Schluß, an hervorragender Stelle Großes zu leisten, aber wenn einer, wo er auch stehe, sein Bestes tue, in den Gefahren und Versuchungen des Lebens nur sich selber treu bleibe, dann habe auch er Großes getan. Und der Lohn bleibe nicht aus, ob ihn das eigene Bewußtsein gewähre, ob er von außen komme. Beides sei dem Jubilar beschieden. Er werde zu sich selber sagen können: ich habe genug getan. Und dazu komme die Liebe und die Dankbarkeit seiner Schüler und das höchste Glück des Vaters, einen Sohn zu haben, der eine Leuchte der Wissenschaft, ein Muster mannhaften Strebens, ein Stolz des Judentums sei. — Aller Augen

wandten sich bei diesen Worten zu dem Professor, der bescheiden das Haupt senkte.

Nach der Heimkehr von der Synagoge bat die Mutter den Sohn um einen Bericht über die Rede; aber er lehnte ab, es sei von ihm selber zu viel darin gesagt worden. Still, innerer Erregung voll, wurde das einfache Mahl eingenommen, kein frohes Wort ertönte, und selbst der Wein, „der des Menschen Herz erfreut,“ konnte seine alte Kraft nicht bewähren.

Kaum war der letzte Bissen genossen, als der Professor erklärte, er müsse noch heute abend zurückreisen. Ihm sei, leider etwas spät, eingefallen, daß er morgen ein wichtiges Konsilium bei einem Schwerkranken habe.

„Just heute? Und am Freitag abend?“ fragte die Mutter vorwurfsvoll. Aber der Vater setzte ihr auseinander, daß man auch das Sabbathgebot übertreten dürfe, wenn es gälte, ein Leben zu retten. „Gilt es das, mein Sohn?“

Der Professor schwieg, zog seine Uhr und sagte: „Es tut mir unendlich leid, aber in anderthalb Stunden muß ich fahren.“

„Also haben wir noch eine ganze Stunde Zeit zum Plaudern. Davon will ich eine halbe haben und die andere, Mutter, soll er dir geben. Aber jetzt mußt du dich erst hinlegen, Mutter, du hast dir heute schon zu viel zugemutet, und wenn du ganz folgsam bist, schicke ich ihn dir pünktlich herein, und du kannst ihm noch einmal all deine Schmerzen vorflagen, und er kann dir so viel verordnen, wie er will.“

Der Professor stimmte bei, und die Mutter ging willig und traurig in ihr Zimmer. Dreißig Minuten allein, die sie noch mit ihrem Jungen hätte beisammen sein können!

Vater und Sohn saßen sich eine geraume Weile schweigend gegenüber. Endlich begann jener: „So, mein Junge, jetzt sind wir allein. Nun sag mir, was dich

drückt. Ich hab es wohl gemerkt, du bist heute aufgeregter gewesen als ich. Als alle Kinder sich beschenken ließen, ist kein Sohn zu mir gekommen."

"Aber die Mutter hat mich gesegnet, als wir nach Hause kamen."

"Sie ist zu dir gegangen. Mütter warten nicht erst darauf, ob ihre Kinder ihren Segen haben wollen. Mußt du wirklich noch heute fort? Du hast heute abend gehört, was der Rabbiner von mir gesagt hat. Ich hätte gern gehabt, nicht um der Leute willen, du hättest auch morgen gehört, was ich zu sagen habe. Ich bin nun siebzig, wie lange wirst du mich noch hören können?"

"Ich wäre doch nicht zur Synagoge gegangen, auch wenn ich hätte bleiben können."

"Bist du bange, du wärst aufgerufen worden? Du wirst doch die Broche noch können?"

"Ich habe kein Recht mehr, sie zu sagen. Ich bin nicht mehr gläubig."

"Das tut mir weh; aber du bist ein Mann, bist ein Gelehrter, du mußt selbst wissen, wie du dich zu Gott und seiner Lehre stellst. Ob gläubig oder nicht, du kannst nichts tun, was gegen sie ist, der Sohn von David Aronheim wird immer ein guter Jude bleiben."

Der Professor stand auf. "Ich glaube, die Mutter ruft nach mir." Auch der Vater erhob sich. Zwei hohe, schlanke Gestalten standen sich gegenüber; aber der Vater erschien der größere.

"Nein!" rief er laut und hart. Und dann mit gedämpfem Ton: "Ich kenne ihre Stimme besser. Die Mutter ruft nicht, aber der Vater fragt dich: Sag mir, mein Kind, was ist mit dir, daß du so ganz anders bist als sonst? Was drückt dich, was quält dich? Du willst fort, du mußt fort. Wartet wirklich ein Schwerkranker auf dich?"

Der Professor schwieg, und der Vater wiederholte langsam:

„Wartet wirklich ein Schwerkranker auf dich?“

„Nein!“ kam es diesmal leise und zögernd zurück.

„So bist du zu stolz, mit diesem ungebildeten Volk morgen zu feiern?“

„Vater!“

„Was denn? Was denn? Wartet eine Geliebte auf dich? So führ uns doch die Tochter zu. Oder ist's vielleicht kein jüdisches Kind?“

„Ich habe keine andere Geliebte als die Wissenschaft.“

„Was denn? Was denn? Die Mutter ist krank, der Vater feiert, nein, nicht er feiert, dankbare Schüler und Schülerinnen geben ihm für fünfzigjährige Arbeit ein Fest, und der Sohn kann nicht bleiben, will nicht.“

„Kann nicht. Ich sagte dir schon, ich bin nicht gläubig, ich kann nicht morgen mit dir zur Synagoge gehen. Ich hätte auch heut nicht sollen. — Nun laß mich zur Mutter gehen.“

„Nein!“ Diesmal klang es noch härter und schriller. Und dann doch gleich wieder milder, als ob er über sich selber erschrecke: „Gleich, gleich, Simon, gleich. Aber erst will ich die Wahrheit wissen. Du weißt, unsere Weisen nennen sie die Grundsäule der Welt. Die Wahrheit! Ich bin ein alter Mann, und mein einziges Kind soll nicht von mir gehen, ohne daß ich weiß, wie ich mit ihm daran bin. Da könnten mir allerlei böse Gedanken kommen und mein Kind anschwärzen, und ich könnte nicht sagen: Ihr lügt. Wahrheit, mein Kind, sag mir alles.“

„Ich will's auch, Vater, nur nicht heute. Ich komme in einigen Wochen wieder, und dann sollst du alles wissen.“

„Nicht verschieben! Gehören sie mir, die einigen Wochen, gehören sie dir? Heute, heute, nur diese Minute ist unser. Heraus mit der Wahrheit! Du schweigst. Ist

die Wahrheit eine Lüge? Bist du — ich wag's kaum auszusprechen — bist du — vielleicht übergetreten?"

„Ich bin's.“

Der Alte sank tonlos auf dem Stuhl zusammen und barg den Kopf tief atmend in die Hände.

Der Sohn stellte sich hinter den Stuhl, die Hände halb vorgestreckt, als ob sie jeden Augenblick nach dem Fallenden greifen müßten.

Als aber der Vater sitzen blieb und sein Atem ruhiger ging, flüsterte er: „Verdamme mich nicht, Vater! Du hast es nie erfahren, was es heißt, Kraft haben und sie nicht bewähren können. Ich bin zum Lehren geboren, ich hab's von dir, ich mußte Schüler haben, mit denen ich in ständiger Wechselwirkung arbeiten konnte. Meine Bücher hat man anerkannt, die Ergebnisse meiner Forschung gebilligt, aber man hätte mich mein Leben lang Privatdozent bleiben lassen oder mit einer Honorarprofessur kaltgestellt. Den Mann der Wissenschaft ließ man gelten, dem Juden verschloß sich jede Pforte. Und ich wollte wirken, wirken!“

Gläubig war ich nicht mehr, ich sagte es dir schon, dem Judentum war ich fremd, ich hielt seine Feiertage nicht mehr, ich beobachtete seine Gesetze nicht, ich erkannte seine Lehre nicht an. Die Religion ist mir nur Formsache — und einer Form wegen wollt ich nicht den Inhalt meines Lebens opfern. Ich hätte euch gern den Schmerz erspart und hätte, wär's nicht so gekommen, ewig geschwiegen, — aber ist's denn so schlimm, daß ich nun mir die Jünger meiner Wissenschaft ausbilden und sie an das Krankenlager schicken kann, Hilfe und Heilung zu spenden?“

Er hatte in atemloser Hast gesprochen, bangend, daß der Vater ihn unterbrechen könne. Der blickte sich um und schaute ihn mit großen Augen an, die wie aus weiter Ferne kamen.

„Du hast uns viel Freude gemacht, Simon,“ begann er leise und langsam, als ob er, in Erinnerung vertieft, zu sich selber spräche, „viel Freude, immer, als kleiner Junge schon und später auch. Du bist fast immer der Erste in der Klasse gewesen, und wenn's mal nicht glückte, hast du nicht eher geruht, bis du es wieder geworden. Auch darüber haben wir uns immer gefreut, hätten's vielleicht nicht sollen. Wir haben alles getan, was wir für dich tun konnten, deine Mutter und ich. Ich könnte dir sagen, wir haben für dich gedarbt, wir haben uns deinetwegen Entbehrungen auferlegt, wir haben auch noch jahrelang nach deinem Studium uns jeden Genuß, jede Erholung versagt, damit du nur deinen Arbeiten leben könntest. Das alles haben wir für dich getan, könnt ich sagen, und es wäre eine Lüge. Eltern tun nichts für ihre Kinder, sie tun es nur für sich, tun es, weil sie müssen, wie die Schwalbe hundertmal in einer Stunde hin- und herfliegt, um ihre Jungen zu füttern. Wir haben es getan, weil es uns glücklich gemacht hat, und du hast es uns dazu noch mit viel Freude gelohnt. Also dafür wären wir quitt, aus Dankbarkeit bist du uns nichts schuldig, aber — ich habe immer geglaubt, du solltest die Krone meines Lebens sein, und nun legst du die Art an die Wurzel. Deine Tat wirft mir mein ganzes Leben und Wirken zu Boden. Was muß das für ein Lehrer und Erzieher, was für ein jüdischer Prediger gewesen sein, dieser David Aronheim, wird man fragen, dessen Sohn sich so leichten Herzens von seinem Glauben wenden konnte?“

„Leichten Herzens, Vater!?“

„Hast recht, hast recht. Es mag dir schon schwer geworden sein, alles auszureißen, was Vater und Mutter, was Jahrtausende in dich gepflanzt haben und dann neue Saat zu säen.“

„Ich habe dir schon eben gesagt, Vater, daß Religion mir eine Formsache ist.“

„Was? Auch das nicht einmal? Keine inneren Kämpfe? Auch nicht eine Spur von Ueberzeugung? Religion Formsache? Aber die Wahrheit ist keine Formsache. Magst du als Jude glauben, oder nicht glauben, was du willst, das ist deine Sache, das hast du mit dir abzumachen; aber wenn du übertrittst, wenn du dich zu einer andern Religion bekennst, freiwillig bekennst, und es nicht aus lauterer Ueberzeugung tust, dann bist du ein Lügner, ein Meineidiger, ein Schurke, dann kann ich dich nicht betrauern, dann muß ich dich verachten.“

„Vater, vergiß nicht, wer vor dir steht.“

„Ich vergesse nicht — vor mir steht ein Professor der Kaiserlich-Königlichen Universität, ein Mann der Wissenschaft, das heißt, ein Mann, der die Wahrheit sucht. Hast du sie gesucht? Kannst du sie lehren, wenn du durch Lug auf das Katheder gestiegen? Nicht die Liebe zur Wissenschaft, dein unglückseliger Ehrgeiz hat dich verführt.“

„Und die Sehnsucht nach einer großen Kulturgemeinschaft.“

„Zu der gelangst du durch die Taufe nicht, wenn du sie nicht schon vorher besitzt? Gehör ich ihr nicht an? Aber auch zu jener bekenn ich mich stolz, die durch alle Leiden und Verfolgungen hindurch das Erbe von Jahrtausenden bewahrt. Nation, Religion, es ist nicht meines Amtes zu wägen und zu richten. Du weißt, unsere Weisen sagen, die Frommen aller Nationen werden des ewigen Lebens theilhaftig, die Frommen, nicht die Ueberläufer!“

Der Professor schwieg, das Haupt gesenkt.

Da legte der Vater die Hände auf seine Schulter.

„Simon, oder wie du jetzt heißen magst, du hast dich selber verloren, kehre zurück, finde dich wieder, leg Amt und Würden ab und sei wieder du selber, ein ehrlicher Mensch! Sei's um dich, sei's um mich. Ich will nicht

drängen; ein halbes Jahr, sechs Monate von heute sollst du Zeit haben. Dann will ich dich wieder fragen: gehören wir noch zusammen oder nicht?"

„Ihr gehört zusammen, und ihr müßt zusammen bleiben!“ erklang da die zitternde Stimme der Mutter, die die Sehnsucht nach ihrem Kind vom Lager getrieben, und die mehr gehört hatte, als sie hören sollte. „Zusammenbleiben“ wiederholte sie noch einmal, dann klammerte sie sich an den Türpfosten an, und ehe der Mann oder der Sohn sie auffangen konnte, schlug sie ohnmächtig zu Boden.

Es war sechs Monate später, da ging der alte David Aronheim frühmorgens zur Bahn, um nach der Hauptstadt zu seinem Sohn zu fahren. Er brauchte keinen Urlaub zu nehmen. Seit seinem Jubeltage, der so traurig geendet, hatte er die Schule nicht wieder betreten und auch seiner andern Aemter als Kantor und Prediger nicht wieder gewaltet. Man fand es ganz natürlich, daß der alte Mann sich jetzt zur Ruhe setzen wollte, aber man begriff es doch nicht, daß er mit Hartnäckigkeit sich dagegen sträubte, auch nur noch eine Stunde zu geben, noch eine Predigt zu halten. Es war, als ob die Trennung von seiner Frau, die so bald nach seinem Jubiläum gestorben, ihn auch von allem getrennt habe, was bisher seine Teilnahme gefordert hatte. Er lebte wie in einer andern Welt; Leid und Freud seiner Freunde rührten ihn nicht mehr. Das Alter, das Alter! Aber er ging noch gerade so rüstig daher wie vordem, seine Augen leuchteten in einem seltsamen Glanze, und wenn ihn jemand besuchte, fand er ihn regelmäßig über seine Bücher gebückt, oder am Schreibtisch beschäftigt. Weshalb sollte er sich denn auch so grämen? Er hatte doch noch seinen Sohn, und seine Frau war doch gut zu Jahren gekommen, und hatte

so viel Freude erlebt. — Doch die klugen Tröster sprachen umsonst. Er erwiderte kein Wort, schüttelte nur den Kopf und sah wieder in seine Bücher. Ihn erfüllte nur ein Gedanke: Was wird mein Sohn tun? Sechs Monate hab ich ihm Frist gegeben, wird er zurückkehren, nun, da auch seine Mutter ihn noch gerufen? Es war vielleicht nur eine unglückselige Stunde, die ihn verlockt hatte; aber er hat ein gutes Herz, er kann sich nicht auf immer von mir losreißen, mit einem harten Schnitt alles zerstören, was aus so tiefen Wurzeln hervorgewachsen. Aus? Ende? Nein, er wird bereuen, er wird wiederkommen. — Tag um Tag wartete er auf den Brief, und jeden Abend war sein letzter Gedanke: Morgen! Aber der Morgen kam, und der Tag versank wieder in Nacht, und die Wochen schwanden. Da fing er an zu grübeln, warum ist das über mich gekommen, gerade über mich? Ist es eine Strafe für eine böse That? Hab ich doch irgendwann schon gesündigt und nicht gebüßt?

Und er ging sein ganzes Leben durch, von der Kindheit Tagen an, durchforschte sein Tun und Denken, durchstöberte jeden Herzenswinkel, hatte bald dieses, bald jenes gefunden, verwarf es wieder und suchte aufs neue. Und wollte er sich freisprechen, dann erklang es wieder: Und doch, dein ist die Schuld, es ist ja dein Sohn! Und wenn du nichts Böses getan, so hast du das Rechte unterlassen, sonst konnte es nicht so kommen, es ist ja doch dein Sohn! — Trägst du aber die Schuld, so spann er weiter, so mußt du auch büßen. Aber wie denn? Beten, fasten, öffentlich vor der Gemeinde dein Vergehen verkünden? Sie glauben es mir ja nicht. Nein, meine Schuld ist zu groß, es gibt nur eine Sühne — noch bebt er zurück, noch suchte er andere Wege; aber alle führten zu dem einem Ziele, nur eine Sühne gibt es: den Tod.

Er wußte wohl, daß seine Religion, die so freudig das Leben bejaht, streng verbietet, Hand an sich zu legen, aber

gibt es nicht Ausnahmen? Haben nicht die frommen Märtyrer, wenn ihnen der wilde Pöbel nur die Wahl ließ: Taufe oder Tod, frohen Herzens ihre Frauen, ihre Kinder und sich selber getötet? Hat man sie nicht gepriesen darum? Hat man es nicht eine Heiligung des göttlichen Namens genannt? Und wenn er auch nicht verkannte, wie weit verschieden seine Lage von der jener Märtyrer sei, immer kehrte er wieder zu ihnen zurück, las die Gebete, die ihres Leidens gedenken und ihren Opfermut verherrlichen und forschte in den alten heiligen Büchern nach irgend einem Wort, das seinen Vorsatz rechtfertigen könnte, sann und spintisierte, bis sein Verstand sich seinem Willen fügte: Du darfst. Und wie als Lohn leuchtete ihm dann die Hoffnung auf: der Tod der Mutter hat's nicht vermocht, vielleicht bringt der Tod des Vaters ihn zurück.

Aber noch war ja alles nur Gedanke, noch kann jede Stunde eine andere Lösung bringen. Und damit ihm nicht entglitte, was er sich mit heißer Müß errungen, schrieb er sorglich alles nieder, seine Schuld, seine Buße und die Rechtfertigung seiner That.

Aber immer noch hegte er die Hoffnung, er kehrt zurück, und selbst, als er schon im Zuge saß, dachte er: vielleicht kommt gerade heute morgen sein Brief, und du hättest dir die weite Reise sparen können. So viel auch der Leute ein- und ausstiegen, er blieb allein, und Felder und Wälder, Dörfer und Städte, in leichten Herbstnebel gehüllt, flogen wie im Traum an ihm vorüber. Nur einmal, als mitten im fahlen Feld ein Ebereschenbaum mit seinen roten Beeren auftauchte, stand er wieder mitten im Leben, in seinem Leben. Unter einem solchen Baum am Waldhange, als das andere junge Volk bei einem Sabbathspaziergang sich weit im Gebüsch verloren hatte, hatte er seiner Regina seine Liebe gestanden — und nun kamen die vielen Jahre hergegangen, deren helles Glück

aus dieser einen Stunde entsprungen, und dann kam die glücklichste Stunde, da er nach jahrelangem Warten und Hoffen den Sohn in den Armen hielt. In Sekunden sprang Bild auf Bild aus des Kindes Jugendzeit vor seine Seele, und im Nu stand er wieder vor der Frage: Wird er zurückkehren?

So kam er, nur von dem einen Gedanken erfüllt, nach der Hauptstadt. Das ihm so fremde Gewühl und Gewirr auf den Straßen beirrte ihn nicht. Er ging hindurch, wie einer, der seines Weges und seines Zieles sicher ist. Und wer den Greis dahinschreiten sah, hochaufgerichtet, mit festem, fast eiligem Fuß, mochte denken, der geht einem frohen Wiedersehen entgegen. Mit einigen Fragen fand er die Straße, darin sein Sohn wohnte. Er streifte mit einem eigentümlichen Blick die Fassade des hohen, stattlichen Hauses, schritt schnell hinein und betrat ohne Zögern das Wartezimmer. Ein Diener belehrte ihn, daß die Sprechstunde schon vorüber und der Herr Professor heute nicht mehr zu sprechen sei. Als er aber hörte, daß der Besucher ein Verwandter seines Herrn sei, sagte er ihm, der Herr Professor könne jeden Augenblick vom Kolleg kommen, er möge so lange in der Privatwohnung in der zweiten Etage warten. Langsam stieg der Greis die Treppen hinauf und wunderte sich, daß der zweite Stock eigentlich im dritten läge. Es klingt wohl besser, dachte er lächelnd, und ein bißchen Schwindel mag ja zu dieser vornehmen Welt gehören.

Er wurde in das Arbeitszimmer seines Sohnes geführt; durch das breite, offene Fenster wehte frische Herbstluft herein. Die vielen Bücher erweckten sein Interesse, er las der Reihe nach ihre Titel, lauter gelehrte, wissenschaftliche Werke, keines, das darauf schließen ließ, daß ihr Besitzer noch zu andern Dingen als zu seiner Wissenschaft ein Verhältnis habe. An den Wänden hingen die Bilder berühmter Aerzte, offenbar die seiner Lehrer, auch

über dem Schreibtisch hingen sie; für Vater und Mutter war in diesem Raum natürlich kein Platz. Sie werden im Schlafzimmer hängen, dachte er, da kann er sie morgens und abends immer sehen, er hat uns ja damals geschrieben, er hätte sich so sehr über die Bilder gefreut. „Sie werden da nicht hängen,“ murmelte er dann grol-
lend, halblaut, — „sonst“ — — —

In diesem Augenblick trat der Professor ein.

„Vater, du!“ rief er aus und streckte ihm beide Hände entgegen, aber der Vater wehrte ab.

„Nicht darum bin ich gekommen“, sagte er mit tiefer, heiser klingender Stimme, „nicht darum, die sechs Monate sind um. Bist du zurückgekehrt, oder willst du zurückkehren?“

„Vater, bei aller Ehrfurcht vor dir —“

„Hab Ehrfurcht vor dir selber!“ zerschnitt er ihm mit scharfem Ton den Satz.

„Vater, bedenke, ich wäre ja vor aller Welt unmöglich, ich würde mich einfach lächerlich machen, bedenke doch!“

„Ich bin nicht hergekommen, um zu bedenken, ich bin gekommen, dich zu fragen. Noch einmal, die sechs Monate sind um. Willst du zurück?“

„Ich kann nicht.“

„Dein letztes Wort?“

„Mein letztes!“ —

„Schma Jisroel!“ seufzte der Vater auf, und tiefgebückt, als trage er eine schwere, schwere Last, schlich er aus dem Zimmer. — — Am andern Tage zog man seine Leiche aus der Donau.

In seinem Schreibtisch fand man, fest und klar geschrieben, eine kleine Abhandlung: „Der dreifach zureichende Grund für die Berechtigung meines Selbstmordes.“